

Joshua Meeks: France, Britain, and the Struggle for the Revolutionary Western Mediterranean (= War, Culture and Society, 1750–1850), Cham: Springer Nature/Palgrave Macmillan 2017, 212 S.

Rezensiert von
Matthias Middell, Leipzig

Während die gesamte, von Rafe Blaufarb, Alan Forrest und Karen Hagemann herausgegebene Buchreihe zur Wirkung von Kriegen auf Kultur und Gesellschaft den längeren Trends zwischen der Mitte des 18. und der Mitte des 19. Jhs gewidmet ist, begrenzt sich die an der Florida State University eingereichte Dissertation von Joshua Meeks auf eine viel kürzere Periode von lediglich drei Jahren, nämlich die Zeit von 1793 bis 1796. In dieser Zeit wechselte die Dominanz im westlichen Mittelmeer gleich mehrfach und lässt sich deshalb gut als Beispiel für den globalen Konflikt zwischen England und dem revolutionären Frankreich analysieren. Völlig zurecht macht Meeks auch darauf aufmerksam, dass keineswegs nur die beiden Großmächte involviert waren, sondern vor allem Spanien, aber auch mehrere kleinere italienischen Staaten ihre Interessen nachdrücklich zur Geltung zu bringen versuchten.

Die leitende Fragestellung des Buches ist die nach einem grundsätzlichen Wandel im internationalen System und die Ablösung der Mächtegleichgewichts-Strategie,

die im 18. Jahrhundert dominiert hatte, durch einen Konflikt zwischen revolutionären Mächten und einer (politisch weitgefassten) Gegenrevolution, der unvermeidlich in einen totalen Krieg geführt habe.¹ Diese These von der wachsenden Bedeutung ideologischer Überzeugungen für die Formulierung von Kriegszielen und für die Kultur der Kriegsführung zieht der Verfasser jedoch in Zweifel, indem er anhand seines Untersuchungsraumes darauf verweist, dass Frankreich zuweilen durchaus als stabilisierende Kraft eintrat, während die Briten das gerade errungene Gleichgewicht in Frage stellten. Das westliche Mittelmeer eignet sich für die Überprüfung dieser Annahme besonders gut, weil hier die Kriegsgegner beinahe von Anfang an in einem Stellungskrieg gefangen waren, da England zur See dominierte und Frankreich die Hegemonie zu Land behielt. So galt es eher durch diplomatische Bemühungen als durch militärische Kraftanstrengungen Verbündete zu finden, um das Kräfteparallelogramm zu den eigenen Gunsten zu verschieben. Dabei war ideologische Prinzipienfestigkeit zugunsten der oder gegen die Grundsätze der neuen revolutionären Ordnung weniger wichtig für das Eingehen von Allianzen als die Gelegenheit zur Vergrößerung des eigenen Spielraums (im Falle der kleinen italienischen Mächte) oder der Erhalt eines schwindenden internationalen Gewichts (wie ihn das spanische Empire erlebte). In aller Vorsicht distanziert sich Meeks von der Idee einer alleinigen Steuerung des „First Total War“ durch Ideologien. Dieser eher pragmatische Erwägungen der Kriegsgegner in den Blick nehmenden Perspektive ist es auch zu verdanken, dass der Verfasser nicht nur nationale Kriegs-

ziele, sondern auch die lokalen und regionalen Konfigurationen genauer besichtigt und in ihrer Wirkung auf den Wechsel der Allianzen würdigt.

Heraus kommt ein komplexes Bild vom Auf und Ab des Kriegsglücks, das in sechs Kapiteln ausgebreitet wird, wobei das auf die Einleitung folgende Kapitel 2 eine Schilderung der vorrevolutionären Situation bietet, Kapitel 3 Korsika während der ersten vier Jahre der Revolution seit 1789 in den Mittelpunkt stellt und das Anwachsen einer Entfremdung zwischen der Insel und Paris beobachtet. Kapitel 4 folgt der Diskussion in London über die Formierung der ersten Koalition und die Frage, ob man gegen Frankreich oder gegen die Revolution in den Krieg ziehe, was wiederum Folgen für die Formulierung von Zielen und die Festlegung des Zeitpunktes haben musste, zu dem die britische Regierung ihre Ziele als erreicht ansehen und einen Friedensschluss ins Auge fassen konnte. Da diese Frage aber letztlich offen und unter den Teilnehmern der Koalition umstritten blieb, ließ sich kein roter Faden finden, an dem entlang der Einsatz militärischer Mittel geplant werden konnte. Der Fall von Toulon und die Hinwendung der Briten zur Etablierung eines neuen Staates mit dem englisch-korsischen Königreich, mit dessen Hilfe sie sich bis 1796 in der Region halten konnten, bildet den Fokus von Kapitel 5, während Kapitel 6 den Italienfeldzug der Franzosen und den Wettbewerb mit Spanien in der Region behandelt, an dessen Ende die Annäherung zwischen Paris und Madrid stand, die London mit dem (in Kapitel 7 ausführlicher untersuchten) Frieden von San Ildefonso isolierte und es Napoleon ermöglichte, den französischen Einfluss über

die italienische Halbinsel auszudehnen. Mit dem Scheitern der italienischen Staaten und insbesondere der Toskana bei ihrem Streben nach Neutralität und mit der Wiederrichtung der französischen Dominanz über Korsika schloss das Kriegskapitel im westlichen Mittelmeer – während es an anderen Stellen Europas und der Welt noch fast zwei Jahrzehnte fort dauerte.

Ob sich, wie der Verfasser schreibt, deshalb gleich das westliche Mittelmeer als ein solches Zentrum des Konflikts betrachten lässt, das erlaubt, über dessen Gesamtcharakter zu entscheiden, oder ob es doch eher ein Nebenkriegsschauplatz blieb, lässt sich allein anhand der vorliegenden Studie kaum entscheiden, denn der Verfasser begrenzt sich auf die allerdings beeindruckend gründliche Auswertung der Archive in Paris, La Courneuve und Kew Gardens sowie der Überlieferung im Departement Korsika, blendet aber die anderen Kriegsschauplätze weitgehend aus, wenn sie ihm nicht direkt in der konsultierten diplomatischen Korrespondenz entgegentreten. Auf diese Weise entsteht eine sehr zuverlässige Regionalstudie, wenn man denn einen Teil des Mittelmeeres als separate Region auffassen kann, die in Einleitung und Schlussfolgerungen die Bezüge zu allgemeineren Kontroversen der Revolutionshistoriographie herzustellen versucht. Dabei nimmt der Verfasser sowohl Bezug auf die ältere Idee der atlantischen Revolution als auch auf die (neuere) eines globalen Modells der Krise von Imperien, die beide zwar den Zusammenhang von Metropole und Kolonien in den Mittelpunkt rücken, die mediterrane Peripherie allerdings kaum näher betrachtet haben.

Die Argumente, die Joshua Meeks sammelt, um zu belegen, dass sowohl Eng-

lands als auch Frankreichs außenpolitische Eliten entscheidende Lektionen für ihr Verständnis künftiger internationaler Politik in den frühen Konflikten im westlichen Mittelmeer lernten, sind nicht von der Hand zu weisen, bedürfen allerdings auch noch der weiterführenden Beweisführung anhand der Debatten, die um spätere Konflikte geführt wurden. Der auf den letzten Seiten des Buches ausgebreitete Vergleich im Umgang Napoleons und der britischen Regierung mit Korsika und Malta liefert dafür bereits wichtige Stichworte. Die umstandslose Integration in ein französisches Modell von Staatlichkeit und Verfassung blieb letztlich von kurzer Dauer, so wie auch dem englisch-korsischen Königreich keine lange Existenz beschieden war.

Die Revolutionsdekade hatte die Idee nicht nur nationaler Souveränität fest im kulturellen Repertoire der Nachgeborenen verankert, sondern auch jenen, die sich mit der faktisch an alte imperiale Gewohnheiten erinnernden Eingliederung in eine solche nationale Einheit nicht anfreunden wollten, einen Zukunftshorizont eröffnet – die Behauptung von Eigenständigkeit und Souveränität, wenn sich Gelegenheit dazu bieten sollte. Die Krise der Imperien am Ende des 18. Jh.s beantworteten die Großmächte mit einem neuartigen Imperialismus, der auch im 19. und in beträchtlichen Teilen des 20. Jh.s einer vollständigen Dekolonisierung entgegenstand und an vielen Stellen überhaupt erst eine effiziente koloniale Herrschaft durchzusetzen in der Lage war. Das Konzept, demokratische Nationalisierung nach innen mit undemokratischer Kolonisierung zu verbinden und Nationalstaaten mit imperialen Machtsphären zu etablieren, erwies sich für mehr oder minder lange Zeit als

Erfolgsmodell, zeigte aber auch schon in seinen Anfängen eine Porosität, die Joshua Meeks mit seiner Regionalstudie für das westliche Mittelmeer sehr gut greifbar gemacht hat. Der Erfolg des Italienfeldzuges beeindruckte die Zeitgenossen Napoleons bis zur Bewunderung, aber das imperiale Konstrukt, das ihm entsprang, war trotzdem nicht von langer Dauer.

Anmerkung

- 1 David A. Bell, *The First Total War. Napoleon's Europe and the Birth of Warfare as We Know It*, Boston: Houghton Mifflin, 2007.

Josep M. Fradera: *The Imperial Nation. Citizens and Subjects in the British, French, Spanish, and American Empires*. Translated by Ruth MacKay, Princeton, NJ: Princeton University Press 2018, 416 p.

Reviewed by
Megan Maruschke, Leipzig

Historians have long positioned the French Revolution as the moment when modern nations emerged. In contrast, global history narratives show that the nineteenth century was a period characterized by the co-existence of both empires and nations.¹ New imperial history has further stressed the endurance of empire throughout the nineteenth and twentieth centuries, showing to what extent empire influenced and made possible the development of metropolitan societies. And thus,